Hexenwahn und Teufeleien : verteufelt, verleumdet und erbarmungslos verfolgt

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Verteufelt, verleumdet und erbarmungslos verfolgt

Kapitelüberblick

- **Die Hexe als Fliege** (Grabs). Eine Hexe in Fliegengestalt rächt sich an ihrem treulosen Liebhaber.
- **Der Ritt auf dem Besenstiel** (Grabs). Ein Soldat aus dem Werdenberg reitet auf einem Besenstiel in die Heimat.
- **Der unglückliche Reiter** (Buchs). Ein falsch verstandener Zauberspruch hat böse Folgen.
- **Der Ritt auf dem Bocksfell** (Wartau). Ein Fontnaser in fremdem Sold reitet auf einem Bocksfell zu seiner Liebsten.
- **Der Geissler auf der Martinswand** (Wartau). Ein Geisshirt nimmt am Hexensabbat teil und stürzt über die Martinswand.
- **Die Heuschrecken im Rotenberg** (Gams). Beim Prozess gesteht eine Hexe ihre Schandtaten.
- **Die Hexe auf Palfris** (Sargans/Wartau). Eine Hexe macht sich einen Jüngling hörig.
- **Der Hexentapp** (Sargans/Wartau). Eine Hexe versucht, sich von ihrer sündhaften Vergangenheit zu lösen.
- **Seltsame Fuchsjagd** (Wartau). Eine Hexe wird als Fuchs erlegt und schaut dem eigenen Leichenzug zu.
- **Das Plattenwibli** (Sevelen). Eine Hexe schaut dem eigenen Begräbnis zu.
- **Seltsame Küchlein** (Sevelen). Zwei Stubeti-Buben sollen verhext werden, können aber entrinnen.
- **Entrückt und irregeführt** (Grabs). Ein Bauer wird entrückt und findet sich unter dem Vaduzer Galgen.
- **Ausgetrickst** (Sargans/Wartau). Erfolglose Jäger werden am Schollberg von einer Hexe genarrt.
- **Zwei Rinder in einer Kette** (Wartau). Ein abgeschnittenes Ohr einer Kuh führt bei einer Hexe zu Kopfweh.
- **Die Hexe am Fenster** (Sevelen). Eine Hexe in Katzengestalt wird beim Putzen der Fenster beobachtet.
- **Nicht mehr ums Lachen** (Wartau). Zwei Kinder werden durch eine Hexe in Ferkel verwandelt.
- **Der Hexenprozess der Anna Göldi** (Sennwald/Glarus). Eine Sennwalderin wird in Glarus als letzte Hexe der Schweiz hingerichtet.
- **Die Tobelhocker** (Wartau/Liechtenstein). Angeber und Verleumder von Hexen werden vom Volk verfemt.
- **Das Türggawiibli** (Sennwald). Ein hexenhaftes Weiblein hilft dem bösen Nachbarn aus grosser Not.

Zur Abbildung am Textanfang: Hexenverbrennung 1587 durch religiöse Fanatiker. Zu ihnen ist auch Martin Luther zu zählen, wie aus einer Predigt von 1526 hervorgeht: Hexen «schaden mannigfaltig. Also sollen sie getötet werden, [auch] weil sie Umgang mit dem Satan haben». Sammlung Johann Jakob Wick, 1522–1588.
Zentralbibliothek Zürich

Es gibt wohl keine Region in Europa, in der nicht von zauberkundigen Frauen und Hexen berichtet wird. Ursprünglich waren sie als weise Frauen die Dienerinnen Wodans und Donars zugleich und erscheinen als Nornen oder Walküren, als Feen oder als Kräuterkundige, die um allerlei Zaubersprüche gebeten wurden. Ihr Ursprung reicht damit weit über das Christentum zurück in die altdeutsche Mythologie. Im Zug der Christianisierung wurden sie in der Vorstellungswelt unserer abergläubischen Ahnen jedoch bald ausnahmslos zu Teufelsmägden, die mit ihrem Wissen über die Heilkraft der Kräuter zwar manche Krankheiten lindern halfen oder heilen konnten. Doch mit ihrem die Allgemeinheit überragenden Können galten sie schnell als Magierinnen, die sich mit übernatürlichen, meist bösartigen Mächten verbündet hatten. Der Teufel gebe ihnen zauberkräftige Salben; sie strichen damit ihren Körper oder etwa einen Besen ein und könnten dann sogar fliegen, wurde etwa behauptet.

Auch die Kunst, auf Ofenwischern, auf Bocksfellen und Taschentüchern durch die Luft zu reiten, würden sie mit Geschick beherrschen. Der Teufel selbst verrate ihnen Zaubersprüche, mit denen sie Krankheit oder Unglück über ihre Mitmenschen brächten. Der Zauberstab all dieser Hexen war die Wünschelrute aus Haselholz.

Mit Haut und Haar dem Teufel verschrieben

Hexen und seltener die Hexenmeister waren daher für unsere Ahnen eine eigene Sippschaft des Bösen. Man sagte, dass sie sich unter feierlichen Zeremonien mit Stiefel und Kappe, mit Haut und Haar, mit Leib und Seele auf alle Ewigkeit hinaus der Böses bewirkenden Macht der Finsternis verschrieben hätten. Dafür spendierte ihnen der Höllenfürst – freilich nur zum Schein – haufenweise Geld, hoffärtige Kleidung, Wagen und Pferde, kurz alles, was zu ihrem Treiben passte. Er gab ihnen auch die Macht, sich zu jeder Zeit in allerhand Tiere zu verwandeln, damit man sie nicht erkenne. Häufig geschah die Tierverwandlung in einen Fuchs, einen Hasen, eine schwarze Katze oder in eine Fliege. Aufgrund ihrer Zählebigkeit und ihrer Rolle bei der Verbreitung von Krankheiten und beim Verderben von Nahrungsmitteln hatte die Fliege schon im antiken Ägypten als unheimliches Wesen gegolten. In der Bibel steht sie mehrmals im Zusammenhang mit der Sündhaftigkeit, der von Gott Verworfenen und der des Todes. Geistliche Autoritäten deuteten sie stets als Begleiterin und Symbol des Teufels und – wie zum Beispiel der Reformator Martin Luther – auch als Sinnbild der Ketzer. In etlichen dunklen Sagen leiden Mensch und Vieh denn auch immer wieder unter dem Schadenzauber heimtückischer Fliegenhexen.[1]

Auch die Bannung eines Gewehrs gehört zur Kunst der Hexen. Sie können Wetter machen, Regengüsse und Hagel, Raureif im Mai und August, Lawinen auslösen, Rüfen und Wildbäche. Sie plagen die Menschen und das Vieh mit allerhand Krankheiten, und sogar den Schwarzen Tod brachte diese Bagage zu Zeiten ins Land, damit das Erben rascher gehe.[2] Häufig quälen Hexen als dämonische Widersacher das Vieh, indem sie die eine Kuh in die Kette einer andern zwängen, um diese zu ersticken; ein Abdruck eines Rinderfusses in einem Felsen ist das Zeichen von Hexen oder des Teufels.

Nachts zwölf Uhr, zu Beginn der Geisterstunde, fahren sie auf Besenstielen, Heu- oder Ofengabeln zum Kamin hinaus, weit fort durch die Luft und besuchen den Hexentanz, bei dem auch der Teufel dabei ist. Äusserlich sind zwar die Hexen anzusehen wie andere Menschen, doch durch die Kunst, sich verwandeln zu können, schädigen sie ihre Feinde unerkannt. All das Böse, das ihnen nachgeredet wird, insbesondere ihre Tänze, der Genuss von Pferdefleisch und das Trinken aus Pferdehufen weisen auf alte und heidnische Opferbräuche hin und sind wohl der Ursprung tiefsinniger Allegorien des ewigen Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen, die jedoch erst neuerer Zeit entstammen dürften.

Menschen «im Lob» und Abwehrzauber

Manche Hexe trug an einem Fuss einen roten, am andern einen weissen Strumpf. Man sagte den Hexen auch nach, dass sie durch eine geschlossene Dornenhecke hindurch schlüpfen könnten, ohne dass eine Lücke entstehe und ohne dass sie sich verletzten. Wenn eine Hexe den Leuten die Kühe verdorben hatte, konnte aus der Milch keine Butter mehr gemacht werden. Wandte man Gegenmittel an, so kam die Hexe unter dem Vorwand vorbei, sie wolle etwas entlehnen. Entsprach man ihr nicht, so geriet sie in grosse Nöte, und hatte sie in ihrer Veränderung zum Tier eine Verwundung erlitten, klagte sie in Menschengestalt über ähnliche Gebrechen.

Von Menschen, die man zur Klasse der Hexen und Hexenmeister zählte, wurde im Werdenberg gesagt, sie seien «im Lob». Das waren unglückliche Leute, denn man behandelte sie in jeder Hinsicht misstrauisch bis geringschätzig und vermied es, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Leute im Lob kamen selten dazu, eine Person aus einer guten Familie zu heiraten.

Dass sich das abergläubische Volk gegen diese teuflische Gesellschaft mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen versuchte, verwundert nicht. Die Wurzeln des Allermannsharnisch wurden unter den Türschwellen vergraben, Ostrenzen im Hosensack bei sich getragen oder Kalmus in die Schuhe geschabt – hie und da half es, meistens aber nützte es nichts. Doch alles, was die christliche Kirche weiht, vermag die Unholdinnen zu bannen. Man liess deshalb auch im reformierten Werdenberg heimlich Kapuzinermönche als Geisterbanner kommen oder verscheuchte die bösen Wetter mit Glockengeläut. Geweihte Stechpalmen und Kerzen wurden in Mels[3] erhandelt, man stahl Weihwasser und spritzte es vor die Türen. Und merkwürdigerweise sollen auch das am Türsturz mit der Öffnung nach oben angebrachte Hufeisen oder die an die Pforte geschriebenen Buchstaben *CMB* als Symbol für die Heiligen Drei Könige *Caspar, Melchior* und *Baltasar* den Hexen den Eintritt ins Haus verwehren.

Hexenprozesse, eine grauenvolle Wirklichkeit

Hinter den vielen Geschichten über die Hexen steckt freilich eine grauenvolle Wirklichkeit: Abertausende von Frauen

1 Nach Brunold-Bigler 2010, S. 260ff.

2 Gabathuler 1938, S. 205f.

3 Das Sarganserland war nach der Reformation katholisch geblieben. In Mels gab es ein Kapuzinerkloster, deren Brüder heimlicherweise auch von reformierten Werdenbergern um Rat angegangen wurden. Ähnlich suchte auch manch reformierter Bewohner der Sennwalder Dörfer Rat und Hilfe bei den Kapuzinern in Feldkirch.

und Männern wurden zwischen dem Mittelalter und dem 18. Jahrhundert in Europa als angebliche Hexen und Hexer gerichtet. Als die Ämter und die Kirche sich der Angelegenheit annahmen, kam es zu den sogenannten Hexenprozessen: Verdächtige Frauen wurden eingesperrt und zuerst gütlich befragt, was sie Böses getrieben hätten. Gaben sie nichts zu, wurden sie gefoltert wie die schwersten Verbrecher. Unter grösster Pein und Qual gestanden sie dann Dinge, die man sich kaum ausdenken kann. Dann richtete man sie hin: hängte, köpfte oder ertränkte sie, die meisten aber wurden verbrannt. Der Feuertod war deshalb die bevorzugte Strafe, weil nach dem Volksglauben das Feuer alles reinigt. Schrecklich waren jene Zeiten, schlimmer fast als die Pest. Wem eine Person lästig und missliebig wurde, der verklagte sie, indem zum Beispiel behauptet wurde, am ersten Tag im Mai sei am Morgen eine schwarze Katze auf ihrem Scheitstock gehockt. Die verklagte Person wurde eine Weile gestreckt und gepeinigt, bis sie gestand, was gehört werden wollte. Lebendigen Leibes wurde sie dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und kaum einer dieser Unglücklichen gelang es je, ihrem schrecklichen Schicksal zu entrinnen.

Hexenland Liechtenstein

Grausam muss damals der Hexenwahn im Liechtensteinischen gewütet haben, denn weit herum galt es als «Hexenland», wo dem abergläubischen Hirngespinst mehr als 300 Menschen zum Opfer fielen. Anzeige, Folter, erpresste Geständnisse, Urteil und Hinrichtung folgten sich in nur wenigen Tagen. Beim Galgen zwischen Vaduz und Triesen wurden sowohl Frauen wie Männer enthauptet, und gleich brannten ihre Leichname auf dem Scheiterhaufen. Der Vaduzer Galgen war nicht nur ein Schreckenszeichen für das Land jenseits des Rheins, sondern auch für die werdenbergische Nachbarschaft, das sich in etlichen unserer Sagen widerspiegelt.

Allein im Brachmonat des Jahres 1648 wurden zu Vaduz 14 Personen mit dem Schwert hingerichtet, auf Holz und Stroh gelegt und zu Asche verbrannt, angeblich weil sie Gott verleugnet und Hexenwerk getrieben hätten. In den folgenden beiden Jahren wurden mehr als hundert Menschen in Vaduz und am Eschnerberg gerichtet. Besonders schwer muss die Walserkolonie am Triesenberg vom Irrwahn heimgesucht worden sein, wo fast keine Familie vor der Angeberei verschont blieb. Erst nachdem der Triesner Pfarrer 1681 beim Kaiser Beschwerde erhoben hatte, verbot Fürstabt Ruprecht von Kempten alle Prozesse. In einem Rechtsgutachten wurden die letzten 122 Hexenurteile als rechtswidrig erklärt und der Graf von Hohenems und Vaduz als besonders fanatischer Hexenverfolger inhaftiert.

Die liechtensteinischen Sagen von den «Tobelhockern» richten sich als Abwehr gegen jene Verleumder, die – im Irrglauben, ein gottgefälliges Werk zu tun – mit ihrer Anzeige viele Menschen dem Tod ausgeliefert hatten. Zur Strafe für ihre Verleumdungen wurden diese Denunzianten nach ihrem Ableben als geisternde «Tobelhocker» in die tiefen Schründe des Lawenatobels verbannt, die schon immer als Wohnsitz von Spukgestalten galten. Einer Tobelhockerfamilie anzugehören, war noch vor wenigen Menschenaltern ein Schimpf und manche Hochzeit kam nicht zustande, weil das Mädchen oder der Bursche einer solchen Familie angehörten.

Der Hexenhammer, ein verhängnisvolles Buch

Am Beginn der blutigen Epoche der europäischen Hexenverfolgungen stand der *Malleus Maleficarum*, der «Hexenhammer», ein Handbuch der Hexenjäger. Das verhängnisvolle Werk wurde 1486 in Speyer vom Dominikaner Heinrich Kramer zur Legitimation der Hexenverfolgung veröffentlicht und erschien bis ins 17. Jahrhundert in 29 Auflagen. Der Hexenhammer ist in drei Teile gegliedert, wobei Kramer im ersten Teil definiert, was unter einer Hexe zu verstehen sei. Zwar spricht er gelegentlich von männlichen Zauberern, zur Hauptsache aber bezieht er sich auf das weibliche Geschlecht, da nach seiner Meinung Frauen für die schwarze Magie anfälliger seien als Männer. Schon bei der Schöpfung seien sie benachteiligt gewesen, da Gott Eva aus einer Rippe Adams erschaffen habe. Ausserdem warf er den Frauen Defizite im Glauben vor und bezeichnete sie als *«eine unausweichliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, eine begehrenswerte Katastrophe, eine häusliche Gefahr* […] *und ein Übel der Natur»* und unterstellte ihnen sexuelle Unersättlichkeit, weshalb sie auch intimen Kontakt mit speziellen Dämonen hätten. Zusammen mit der schlechten Veranlagung der Frauen bilde der Teufelspakt die Grundlage für das gefürchtete Phänomen der Hexe, da die Männer ihrem Zauber zum Opfer fielen.

Im zweiten Teil des Machwerks dominieren die magischen Praktiken, die sich vorwiegend auf den Geschlechtsverkehr und die männliche Impotenz beziehen. Der Unterschied der Geschlechter zeige sich auch im Verhältnis von Magie und Wissenschaft: Männer befänden sich in Positionen, die sie aufgrund ihres Wissens einnähmen, während sich Frauen der Zauberei bedienten und damit Schaden anrichteten. Der zweite Teil beschreibt überdies, wie man sich vor Schadenzauber schützen könne, während Kramer im dritten Teil detaillierte Regeln für die Hexenprozesse gibt und verschiedene Fälle beschreibt.

Der Hexenhammer fand zwar offiziell weder bei kirchlichen noch bei weltlichen Instanzen Anerkennung, die Hexenverfolgungen aber verbreiteten sich trotzdem und vor allem auch begünstigt durch die Reformation. Schon zu Lebzeiten Kramers gab es Hunderte von Hinrichtungen. Der Hexenhammer zählt denn auch zu den verhängnisvollsten Büchern der Welt-

Muntaschin, Grabs: Weit war der Weg nach Holland für die Fliegenhexe aus dem Werdenberg.
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

literatur, wobei sich auch Parallelen zum Antijudaismus durch den in ihm geprägten Begriff des «Hexensabbat» erkennen lassen.

Neue Erkenntnisse in der Causa Hexenverfolgung

Als weiterer Faktor, der den Ausbruch von Hexenjagden begünstigte, gilt in der neueren Forschung auch der Klimawandel. Die Menschen litten schon im frühen 15. Jahrhundert unter extrem frostigen Wintern und nassen Sommern als Vorboten der «Kleinen Eiszeit», die den Kontinent fast 500 Jahre lang beherrschen sollte. In jener Zeit begannen die organisierten Hexenjagden, spätere Verfolgungswellen folgten eng den Kälteschüben des rauer werdenden Klimas, die sich in den Gebirgsregionen besonders heftig auswirkten. Nach Missernten schossen die Getreidepreise in die Höhe, soziale Gegensätze brachen auf, es grassierten Hunger und Epidemien. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts krochen die Alpengletscher zu Tal, zerstörten ganze Siedlungen, der Bodensee fror zu, der Rhein erstarrte in Eis. Wölfe drangen in die Dörfer ein, Schneeschmelze und Regengüsse lösten Erdrutsche aus. *«Kein Grün ist gewachsen und das Getreide erfroren. In diesem Jahr hat man angefangen, Hexen und Unholde einzufangen»*, schreibt 1626 ein deutscher Bürgermeister in sein Tagebuch, und *«hierauf hob ein grosses Flehen und Bitten* […] *an, warum man so lange zusehe, wie Zauberer und Unholde die Früchte verderben»*. Der Kälteeinbruch hatte nicht nur eine Agrarkrise ausgelöst, sondern ebenfalls die grosse Hexen-Hysterie, wobei auch bürgerliche Würdenträger ins Visier genommen und die Güter der Verurteilten oder Geflohenen eingezogen wurden.

Historiker haben herausgefunden, dass viele der Opfer männlich waren, dass die Inquisition gegenüber den Hexen vergleichsweise zurückhaltend agierte und dass viele «Täter» gar nicht katholisch waren. Auch die Horrorzahlen der Verbrannten und Gefolterten – nach bisheriger Lehrmeinung bis 9 Millionen innerhalb von 350 Jahren – scheinen stark übertrieben. Und es waren weniger die Kräuterweiblein, die durch Sondergerichte liquidiert wurden, sondern vielmehr oft die ersten Familien am Platz.

Der grausame Wahn grassierte am schlimmsten in Deutschland und war keineswegs eine Ausgeburt des «finsteren Mittelalters». Die Prozesse setzten vielmehr in der Frühen Neuzeit ein und fanden noch während der Aufklärung statt. Nach neuen Erkenntnissen sollen es in dreieinhalb Jahrhunderten in ganz Europa rund 50 000 Todesopfer gewesen sein, was zwar fürchterlich genug ist, aber doch bei Weitem nicht an die ungeheure Dimension der besagten Lehrmeinung heranreicht. Durch groteske Übertreibungen hatte das protestantische Bürgertum die Hexenverfolgungen als ideologische Waffe genutzt und sie der katholischen Kirche angelastet. Diese hatte ihr grausames Werk aber insbesondere gegen Ketzer, Juden und Mauren verrichtet und weniger gegen Hexen. Im Übrigen war selbst der Reformator Martin Luther überzeugt: *«Die Zauberinnen* […] *schaden mannigfaltig. Also sollen sie ge-*

tötet werden, […] *weil sie Umgang mit dem Satan haben.»*

Lynchjustiz und Justizmord

Vornehmlich schwache Herrscher verfolgten und verurteilten die Opfer als Hexen und Hexer; in kleinen, rückständigen Gebieten betrieben Bürgerwehren Lynchjustiz oder Laienrichter urteilten unter öffentlichem Druck. Durch den Dreissigjährigen Krieg war der Haushalt mancher Staatsgebilde ruiniert. Es wurde daher dort Geld zu holen versucht, wo es noch solches gab, so dass auch die Oberschicht nicht vor der Verfolgung sicher war. Von den geschätzten 50 000 Opfern der europäischen Hexenverfolgung starb – bezogen auf die heutigen Staaten – rund die Hälfte allein in Deutschland; in der Schweiz kam es zu rund 4000 Hinrichtungen.

Die Verfolgungen ebbten im Westen Europas um 1600 ab, weil das atlantische und mediterrane Klima die Folgen der Kleinen Eiszeit milderte. Parallel zu neuen Kälteeinbrüchen jedoch stiegen in Mitteleuropa die Verfolgungen noch einmal an mit einem Höhepunkt in den Jahren 1660 bis 1670. Als «offizieller» Schlusspunkt der europäischen Hexenverfolgung gilt der aufsehenerregende Fall der Sennwalder Magd Anna Göldi, die 1782 im protestantischen Glarus mit dem Schwert hingerichtet wurde, nachdem sie unter der Folter den Pakt mit dem Teufel gestanden hatte. Der Prozess geriet zum Skandal und die kritische Öffentlichkeit machte die Hexenjäger selbst zu Gejagten und Verlachten: Der Tatbestand der Hexerei war endlich als Justizmord erkannt worden.[4] HG

Senn 1862, S. 292ff.; Gabathuler 1938, S. 151ff.; Seger 1980, S. 40ff. und S. 133f.; Senti 2001, S. 280ff.; Langer 2010.

• Die Hexe als Fliege

Ein Jüngling aus Grabs hatte einst seiner Liebsten ewige Treue geschworen. Er aber nahm Handgeld, verliess sie und zog als Soldat in holländische Dienste. Eines Tages wurde er in der Fremde von einer Fliege gestochen und lag todkrank darnieder. Jede Hilfe war umsonst; kein Arzt konnte dem Armen mehr helfen, so dass er schliesslich im fernen Holland verstarb. Seine tödliche Krankheit erklärte man sich damit, dass seine verlassene Geliebte wohl eine Hexe gewesen sein musste, die in Gestalt der Fliege nach Holland geflogen sei, um dort den tödlichen Stich zu tun und sich damit am treulosen Burschen zu rächen.

Senn 1862, S. 293; Kuoni 1903, S. 51.

• Der Ritt auf dem Besenstiel

Ein junger Bursche aus dem Werdenberg diente als Soldat in Holland. Eines Nachts gelüstete es ihn, zu wissen, wie es zu Hause stehe. Eine Weibsperson, die sich auf Hexenkünste verstand, wusste guten Rat. Sie reichte ihm einen Besenstiel, auf dem er durch die Lüfte in die Heimat fuhr, wo er einige Stunden verweilen durfte. Dann setzte er sich wieder auf den Stecken und noch vor Tagesgrauen war er wieder auf seinem Posten.

Senn 1862, S. 293; Kuoni 1903, S. 50.

• Der unglückliche Reiter

Wenn eine Hexe auf ihrem Besen zum Kamin hinausfahren wollte, sagte sie den Zauberspruch: *«Dur s Chämmi uf und neana a^{n}.»* Einer, der zugesehen, aber die Worte nicht richtig verstanden hatte, wollte auch eine solche Fahrt versuchen und ihr nachreiten. Unglücklicherweise sprach er: *«Dur s Chämmi uf und überall a^{n}.»* Da fuhr der Besenstiel mit ihm wie besessen im Kamin umher und schlug ihn ringsum an die Wände und die Mauersteine. Dann ging es mit dem unglücklichen Reiter in einem garstigen Ritt fort durch Gesträuch und Bäume, bis er mit arg zerschundener Haut und wunden Knochen endlich abgeworfen wurde und halb tot liegen blieb.

Senn 1862, S. 293; Kuoni 1903, S. 51.

• Der Ritt auf dem Bocksfell

Einst stand ein Fontnaser in spanischen Solddiensten. Er hatte seine Liebste in Murris zurückgelassen, in jenem Haus mit der langen Treppe. Eines Samstagabends, während die Kameraden im fremden Land in geselliger Runde beieinandersassen, brütete er allein bei einem Glas Wein in einem

Murris am Südfuss des Wartauer Burghügels mit dem Büel; links das Murriser Riet, darüber Gilburdawand und Gonzen. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Die Martinswand von Plattis aus: Der erste Sturz hinab ins Filnas blieb für den Geissler ohne Folgen, der zweite kostete ihn das Leben.
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Winkel einer dunklen Taverne vor sich hin und stützte sein Kinn auf die Hände. Derweil jauchzten, würfelten und spielten seine Gefährten am andern Tisch und vertrieben auf diese Weise ihr Heimweh. Da meinte die Wirtin, ein Weib mit Augen wie glühenden Kohlen, der Schweizer sei wohl in Gedanken bei seiner Liebsten. Wenn er sie sehen wolle, soll er gleich mit ihr in die Küche kommen. Der Soldat folgte ihr. Sie breitete ein schwarzes Bocksfell auf dem Boden aus, hiess ihn, sich daraufzusetzen, hockte sich ebenfalls zu ihm und sagte: «Hinauf durch den Kamin und nirgends an!» Flugs ging die Fahrt los; hoch durch die Lüfte flogen sie bis ins heimatliche Murris, wo sie ihm, bevor sie auf der Treppe landeten, sagte: «So, jetzt aber den Mund halten und die Augen öffnen!»

Sie sahen in die Stube: Beim Talglicht löste die Liebste eben Erbsen aus ihren Hülsen und weichte sie mit ihren Tränen ein. Jetzt trat die Mutter aus der Küche in die Stube und fragte: «Was hast du denn immer zu weinen? Leg deinen Kummer doch endlich auf die Seite! Der kommt doch nicht wieder, oder sonst findet er eine andere.» «Nein, Mutter, er hat es mir versprochen. Ich weiss, er hält Wort; ich warte – bis der Pfarrer seinen Tod verkündet.» – Die beiden heimlichen Lauscher hatten genug gesehen, setzten sich wieder auf das Fell und flogen zurück ins ferne Spanien.

Einige Wochen später wäre der Soldat gern wieder eine Weile in die Heimat und nach Murris geflogen; die Wirtin jedoch war abwesend. Das Bocksfell aber hatte er bald gefunden, so dass er sich bequem darauf setzen und den Zauberspruch vortragen konnte: «Hinauf durch den Kamin und an, auf und an!» Tatsächlich stieg das Bocksfell mit ihm, schlug und stiess aber den Fontnaser durch den Kamin hinauf, dass er oben von seinem Untersatz fiel wie ein russiger Speckdieb, hart zurück in die Küche platschte und voller Beulen und Schrammen liegen blieb.

Gabathuler 1938, S. 201ff.

• Der Geissler auf der Martinswand

Gemeinsam mit den Plattisern hielten die alten Murriser – wie in allen andern Wartauer Dörfern – einen Geissfasel. Jedes Jahr dingten sie einen Burschen vom Triesenberg, der mit den Ziegen im Frühjahr auf den Sankt Martinsberg und im Sommer auf die Schaneralp fuhr. An einem schönen ersten Maientag zog auch der Geissler Wisi mit seinen Ziegen auf die Höhe über der Martinswand, um sie dort weiden zu lassen. Gegen Mittag hatten die Tiere genug gefressen, und jedes suchte sich ein kühles Plätzchen, wo es sich niederlassen und in Ruhe dem Wiederkäuen hingeben konnte.

Nur die Gitzi waren noch nicht müde; sie sprangen auf den Felsköpfen umher, putschten gegeneinander und zupften da und dort noch ein saftiges Kräutlein ab, das sie kaum zu erlangen vermochten. Wenn etwa eine Stechfliege oder eine Bremse kam, schüttelten die Geissen den Kopf, die Glöcklein und die Schellen. Zusammen tönte das wie Musik, sonst aber war es still und feierlich wie in der Kirche.

Jetzt stellt sich der Geissler zu äusserst auf die Wand, schwenkt sein Wetterhütchen und jauchzt hinaus über Filnas. Ein Mädchen drüben auf der Guppahalde gibt Antwort. Nochmals jauchzt er hinüber und wieder jubelt

4 Nach Langer 2010.

Auf Rotenberg am Gamser Hinderberg: Eine Hexe soll hier für eine Heuschreckenplage verantwortlich gewesen sein.
Foto Hans Jakob Reich, Salez

das Mädchen zurück. Er meint, es sei nur das Echo, legt sich nieder und äugt weiter zur Kuppe hinüber. Aber niemand zeigt sich ihm, kein Bub und kein Mädchen. – Da legte er sich ins Gras und schlief gleich ein.

Im Traum war ihm, als sei ein Mädchen zu ihm gekommen in seidenem, schneeweissem Röcklein mit feuerroten Bändern daran und einem Trollblumenkranz im Haar. Das sagte ihm, heute Abend sei Chilbi, weit fort in einem prächtigen Schloss bei reichen Herren und vornehmen Frauen. Es suche einen Begleiter, und er wäre ihm gerade recht. «Komm mit mir, juhui!», jauchzte es wie vorher oben auf der Guppahalde. Er aber lachte und sagte: «Du Hexennärrlein, wo denkst du auch hin? Ich, in meinen geflickten Hosen, den ausgefransten Ärmeln, dem ausgewaschenen Hütchen und barfuss! Zu vornehmen Herren und bildhübschen Frauen, hast du gesagt? Ha, ha, da könntest du stolz auf mich sein!» «Doch, doch, ich werde dich schon ausstaffieren. Das ist das Wenigste. Du wirst noch staunen, es wird nämlich alles die gleiche Montur tragen.» «Aber mein Geissfasel? Die Geissvögtin kann mich zur Strafe an den Haaren zerren wie das böse Wetter!» «Oh, das macht doch nichts. Ich werde mein Knechtlein schicken in deinen Kleidern und mit deinem Hütlein; du brauchst sie nämlich gar nicht. Ich wette mit dir, dass die Vögtin nichts merken wird! Aber eines muss ich dir noch sagen: Es mag kommen, was will, kein Wort darfst du reden, kein Sterbenswörtchen! Sonst ist es vorbei mit der Chilbi. Hast du mich verstanden?» «Ja, ja», sagte der Wisi, «wenn es nur an dem liegt, komme ich gern mit dir. Ich glaube nicht, dass du mich auffressen wirst, und schweigen, das kann ich auch!»

Jetzt zieht das Mädchen ein schwarzes *Fazanedli*, ein Taschentuch, hervor, breitet es im Gras aus und befiehlt dem Wisi, sich darauf zu setzen. Er gehorcht und das Mädchen fährt mit einer Haselrute darum herum und flüstert etwas dazu. Dann setzt es sich dem Wisi auf die Hose und hält ihn fest um den Hals. Jetzt ist ihm plötzlich, als ob das Tüchlein Flügel bekommen hätte. Im Flug geht es hinaus über Filnas, das Rheintal hinab, hinaus über den Bodensee, über Städte, Felder und Wälder. Vor einem schneeweissen Schloss stellt der «Fazanedlidrache» die beiden ab. Da rücken noch scharenweise andere Gäste an, auf schwarzen Geissböcken, auf Ziegenfellen, auf Besenstielen, auf Ofengabeln, in geflochtenen Körben. Und andere kommen wie schwarze Katzen, rote Hunde, wie Füchse und weisse Hasen daher. Im Saal oben aber tönt es wie besessen, viel lauter noch als an einer Hochzeit.

Das Mädchen packt den Wisi am Arm, und flink wie eine Spitzmaus hetzt es mit ihm über die Treppe in den Saal hinauf, dass sie ja nicht zu spät kämen. Als es so vor ihm hinaufeilt, gewahrt er, dass das Mädchen nichts mehr an sich trägt als den Trollblumenkranz, und wie sie in den Saal treten und er das nackte Gevölk sieht, schaut er an sich hinunter und erschrickt fürchterlich: Ja, ja, alle in der gleichen Montur!

Mitten im Saal stand eine Art Bühne, etwa zwei Schuh hoch über dem Boden, darauf ein Tisch mit einem mächtigen, goldbeschlagenen Buch, worin sich die neuen Gäste und auch der Wisi mit ihrem eigenen Blut einschreiben

Hinderpalfris: Die Hexen kochen über den Berschner Alpen an der Südseite von Gamsberg, Sichli und Rosswis.
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

mussten. Ein gewaltiger Herr in schwarzem Mantel und mit riesigem Hut auf dem Kopf schaute darauf, dass sie alles richtig machten. Wenn einer nicht schreiben konnte, kratzte er einen Hühnerfuss ins Buch, und der Grosse schrieb den Namen daneben auf, das galt dann ebenfalls. In einer Ecke spielten vier Geiger auf. Solche Weisen hatte der Wisi noch nie gehört, es überwältigte ihn. Um die Bühne tanzte wildes Volk wie die Irren, verschlang die Arme und die Beine, jauchzte und lachte. Den Wänden entlang standen Tische mit köstlicher Speise und feinem Trank. Gern hätte sich der Wisi bedient, er aber blieb anständig und wollte sich zuerst in dem grossen Buch auf der Bühne einschreiben. Doch sein Mädchen liess das nicht zu, das könne man dann später erledigen, das pressiere nicht. «Jetzt gehen wir tanzen, komm, komm!» Wie ein Drehwind kreiselte es ihn in den Ring, sie sprangen und flogen im Wirbel wie die andern alle, bis der Wisi nicht mehr wusste, wo er war.

Jetzt führte ihn das Mädchen zum Essen, richtete ihm selber das Beste an, streute anstelle von Salz *Louf-mer-noo* darauf, eine wackere Messerspitze voll, und anstatt Brot stellte es *Bisch-gad-mi*^{n} vor ihn hin. Es schenkte ihm auch immer wieder ein, keinen Wein zwar, sondern Paradiesapfelsaft. Der Wisi ass und trank, bekam aber immer mehr Hunger und Durst. Er staunte und schaute! Dieses Treiben und diese Pracht! Und sein Mädchen – wie die liebe Sonne! Auch wenn er hätte reden dürfen, er hätte das gar nicht vermocht vor schierem Staunen und Schauen! Nachdem sie gegessen hatten, sprang das Mädchen auf wie der Blitz: «Komm schnell! Jetzt wollen wir weiter tanzen, bis wir nichts mehr wissen von uns und die ganze Welt im Nebel verschwimmt!»

Plötzlich aber musste das Mädchen heftig niesen, und der Wisi – treuherzig wie er war – wünschte sogleich «Gesundheit, helf dir Gott!» – Wie weggeblasen war sogleich alles und still wie in einem Grab!

Unten an der Felswand des Sankt Martinsberg erwachte der Wisi, wo er durch die Äste der mächtigsten Tannen in den Wald hinuntergepurzelt war. Aber seltsam: Ein Ast hatte den Wisi dem nächsten gereicht wie die Kinder den Ball beim Spiel. Es hatte ihn zwar tüchtig geschubst, ihm auch gehörig das Gesicht zerkratzt, doch war er unversehrt am Fuss der Felswand gelandet. Nicht ein Knöchelchen war gebrochen, kein Riss in der Haut, nur die Kleidung etwas verschlissen und der «Tschupp», der Haarwisch, etwas gestriegelt. Da sass er nun im Moos und besann sich lange, wie er dahin gekommen war und was er geträumt hatte. Alles drehte sich ringsum wie in einer Reibemühle. Als aber oben auf der Felswand ein Geisslein den Kopf herausstreckte und meckerte, als ob es der Mutter rufen wollte, da tagte es ihm: «Ja, ja, dort herunter, drei Kirchentore hoch!» Er fror jäh, und wie mit Blei in den Knochen und im Kopf stieg er die holprige Gasse empor, den Burgweg hinan auf den Martinsberg zu seinem Fasel.

Vom Traum und der Fahrt hinunter ins Filnas erzählte er niemandem etwas. Doch als er im Herbst wieder heim zur Mutter an den Triesenberg gegangen war, da beichtete er ihr alles. «Herr Jesus, Herr Jesus, da hast du aber Glück

gehabt, mächtiges Glück! Da bist du nicht nur dem Tod entronnen, sondern dem leibhaftigen Teufel zugleich! Du solltest wallfahren gehen, deiner Lebtag lang, alle Winter, das wäre ganz sicher nicht zuviel!», entsetzte sie sich.

Die Mutter aber vermochte nicht zu schweigen und die Geschichte für sich zu behalten und – wie es eben so geht – erzählte davon in strengstem Vertrauen dieser und jener Base. Für die einen war der Wisi gleich ein Meerwunder, die andern aber sagten, diese Teufels-Chilbi samt seiner Fahrt ins Filnas hinunter, das habe er doch nur geträumt. Über diesen Abgrund hinuntergestürzt und dabei *nid z Huttla-n un z Fetza* gegangen und unverletzt geblieben – das könne glauben, wer wolle!

Solches Gerede verdross den Wisi; nie hatte er gelogen, nie hatte er etwas grösser gemacht, als es war. Schliesslich sagte ihm einer, wenn das wahr sei, so soll er doch nochmals hinaus über diese Wand, dann würde man ja sehen, und wenn ihm dabei nichts geschehe, so schenke er ihm ein prächtiges rotes Kühlein. Da nahm der Wisi die Herausforderung an, und am Sonntag darauf zogen die beiden ins Wartauische hinüber. Oben auf der Wand aber hielt ihn der andere zurück: Das sei Gott versucht, da müsse doch einer zu Tode fallen! Aber der Wisi lacht, er habe anscheinend Angst um sein Kühlein – entrinnt ihm und springt hinaus. Aber diesmal reichen ihn die Äste nicht weiter; *er schüüsst derduur ai, wia an Rhi^{n}langg.* – Unten im Wald ein Aufschrei – und einer oben auf der Guppa!

Gabathuler 1938, S. 170ff.

• Die Heuschrecken im Rotenberg

Längst vergessen ist jener Sommer, als es im Rotenberg am Gamser Hinderberg eine nie gesehene Menge von Heuschrecken gab. Begonnen hatte es damit, dass ein Bauer von dort oben nach einem Sonntagsgottesdienst seinem Knecht den Befehl erteilte: «Geh du jetzt heim und öffne den Hööschtöffeln das Gatter!» Über diesen seltsamen Auftrag, der bis dahin in Gams noch nie erteilt worden war, wurde dann viel gelacht und der besagte Bauer kam deswegen sogar in den «Appenzeller Kalender».

Jahre später wurde in Triesen eine Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vor ihrer Hinrichtung fragte sie der Malefizpater, ob sie in ihrem Leben je gebetet habe. «Ja, ein einziges Vaterunser», war die Antwort, «und das küpferlet mir heute noch durch den Hals herauf.» Die zweite Frage lautete: «Was hat dir in deinem Hexenleben am meisten Freude gemacht?» Da musste sie sich gar nicht lange besinnen: «Das grösste Vergnügen hatte ich damals, als ich mit achtzehn Paar Katzen Hööschtöffel auf den Rotenberg ob Gams geführt habe!»

Kessler 1991, S. 56ff., Neufassung 2012, S. 20.

• Die Hexe auf Palfris

In Berschis galt ein Bursche für verhext, weil er bei jedem Wetter, und – wenn es sein musste – mitten in der

In der Palfriser Rosstole, im Hintergrund Ringelspitz, Weisstannental und rechts die Alp Tamons mit dem «Hexentapp».
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Ein Stubetihaus mit zwei Schönen entpuppte sich am Seveler Berg für zwei ledige Burschen als «Hexenhaus».
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Gula östlich von Gams, wo ein Bauer sein Vieh besorgen wollte und sich unter dem Vaduzer Galgen wiederfand.
Foto Hans Jakob Reich, Salez

Nacht einer Jungfer im Palfris den Hof machte. Dieses Weib, eine Hexe, musste ihn angezogen haben, wie die Natter die Frösche.

Senti 2001, S. 282.

• Der Hexentapp

Zur Zeit, da es noch Hexen gab, wollte sich eine Pfarrersköchin von ihrer sündhaften Vergangenheit lösen, indem sie von der Alp Palfris oder vom Gonzen aus über das Seeztal auf die andere Talseite sprang, um sich damit die verscherzte Glückseligkeit zurückzugewinnen. Ihr Wagestück gelang beinahe, doch verfehlte sie ihr Ziel, die gegenüberliegende Alp Tamons. Sie gelangte bei ihrem Sprung nur bis auf die grosse Felsplatte, die unter dem Alpnägelichopf am Weg liegt. Dort sieht man den Abdruck ihres Fusses – einen Kuhhuf – an der Strasse nach Mädris in einer roten Melserplatte, der das Misslingen ihres Vorhabens anzeigt; er wird auch als «der Pfaffenkellerin Tapp» bezeichnet.

Henne 1874, S. 239; Kuoni 1903, S. 148; Senti 2001, S. 283.

• Seltsame Fuchsjagd

Eines Abends – es war eine Mondscheinnacht – legte sich der Jäger Leart im Chalchofen auf die Lauer. Einen Fuchs wollte er erlegen, der im Sommer die Hühner im Winggel in Oberschan geholt hatte. Als er dem See entlang ging, sah er ihn bereits oben beim Steinbruch. Sofort ging er ihm ab dem Wind, versteckte sich neben einer Esche und knallte mit seiner Flinte los, sobald er ihm nahe genug war. Beim Auflesen war der Fuchs steif, als ob er gefroren wäre. Der Jägersmann band ihm die Beine zusammen, lud seine Flinte nach, hängte sich den Fuchs über die Schulter, nahm das Gewehr wieder in die Armbeuge und ging weiter.

Er kommt nicht weit, denn der Fuchs beginnt zu schreien und beisst den Grünrock in den Arm. Er reisst ihn von der Schulter und tritt mit seinen Nagelschuhen auf ihn ein. Das nimmt dem Fuchs die Steifheit. Der Leart packt ihn schliesslich in einen Sack und bindet diesen zu. Dann schleicht er geduckt durch die Steine hinab gegen Plana, versteckt sich dort und späht hinüber zur Chalchofenhalde. Bald schleicht oben am Weglein ein prächtiger Fuchs durch den Buchenwald daher und hinter ihm nochmals einer und gleich nochmals einer – acht Füchse wie aufgereiht an einer Schnur! Der Leart staunt, vergisst das Schiessen und will dann doch dem letzten eines brennen. Jetzt aber ruft dieser: *«Tri^{n}li, Tri^{n}-li, chumm gschwin!»*, und der im Sack kündet: «O jee, ich kann nicht! Der Jäger hat mich im Sack!»

Als der Leart am Morgen danach zu Hause den Fuchs abhäuten wollte, war zwar der Sack noch fest verschnürt, jedoch leer. Gegen zehn Uhr läutete es in Fontnas der Trine in der Säge im Meli^{n}: Schon am Morgen sei sie tot im Bett gelegen. Drei Tage später, als man mit der Leiche vom Haus wegzog, sass aber die Trine auf einem Sägeholz am Weg und schaute dem eigenen Kirchgang zu. – Sie war eben eine Hexe!

Gabathuler 1938, S. 194f.

• Das Plattenwibli

Ein Seveler Zimmermann ging einst nach Oberschan zu seiner Liebsten zur Spinni, wo er den Abend und die halbe Nacht verbrachte. Als er frühmorgens durchs Seveler Holz heimkehrte – noch war es nicht Tag – sah er im Buchenwald nahe am Weg ein Weiblein und fragte verwundert, was es so früh da mache. Es antwortete, ohne sich umzukehren, es sammle Laub für die Schweine. Jetzt erst gewahrte er, dass es an einem Fuss einen roten, am andern einen schwarzen Strumpf trug. Es war das bekannte Plattenwibli, das bald darauf starb. Als man mit dem Sarg vom Haus zum Friedhof zog, fragte ein Nachbarmädchen die eben ins Haus tretende Mutter, wen man da eigentlich begrabe. Als sie geantwortet hatte, meinte das Mädchen: «Nein, das Plattenwibli sitzt ja in unserer Küche auf der warmen Herdplatte. Schau nur!» Die Mutter hiess das Kind schweigen und folgte

Ein verhexter Gemsbock narrte die Sarganser Jäger am Schollberg. Maziferchopf gegen Gauschla, vom Fuss des Ellhorns.
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

dann selbst ebenfalls dem Leichenzug. Von nun an aber geisterte es in jenem Haus.

Henne 1874, S. 269; Kuoni 1903, S. 66f.

• Seltsame Küchlein

Zwei ledige Burschen gingen einst nach dem Seveler Berg in ein Haus zur Stubeti, wo zwei hübsche Mädchen wohnten. Die beiden Jungfern zeigten grosse Freude über den Besuch, eilten sogleich in die Küche, um Küchlein für die Freier zu backen. In der Tür zur Küche aber befand sich eine Spalte, und heimlich konnten die beiden Jünglinge durch diese Öffnung in die Küche hinaus spähen und die Arbeit der beiden Schönen beobachten. Nach einer geraumen Weile aber trauten sie kaum mehr ihren Augen und Ohren, was sie da zu sehen und zu hören bekamen: Über der Pfanne hing eine gewaltige Kröte, und die beiden Mädchen stachen sie jedes Mal mit einem Bratspiess an, wenn die zum Backen der Küchlein benötigte Butter auszugehen drohte. Dabei lachten die Mädchen und raunten sich zu: «Die zwei sollen uns nicht mehr entrinnen!» Die Knaben freilich assen dann die Küchlein nicht, sondern eilten so schnell sie konnten aus dem sonderbaren Haus, denn solche Hexen wollte nun wirklich keiner heiraten und zur Frau nehmen.

Senn 1862, S. 293f.; Kuoni 1903, S. 71.

• Entrückt und irregeführt

Eine halbe Stunde nordöstlich von Grabs liegen auf Gamser Gebiet in der Talebene einige Güter, die den Namen Gula tragen. Dorthin wollte sich bei Anbruch der Nacht ein Grabser begeben, um sein Vieh zu besorgen. Unverhältnismässig lang war er schon gelaufen und hatte sein Ziel noch immer nicht erreicht. Er lief aber weiter, bis er sich todmüde niederlegen musste und ihm die Sinne schwanden. Als er endlich wieder zu sich kam, befand er sich in einer ihm fremden Gegend, doch sah er die von der Morgensonne beleuchteten Spitzen des Margelchopfs und des Alpsteins. Neben ihm standen zwei gemauerte Säulen und über sich gewahrte er einen Querbalken; er lag tatsächlich unter dem Galgen von Vaduz! Wie aber war der Mann in die Herrschaft Vaduz gekommen, da ja zu jener Zeit über den Rhein noch keine Brücken, sondern nur Fähren führten? Er behauptete steif und fest, verhext worden zu sein.

Kuoni 1903, S. 52f.

• Ausgetrickst

Während der Jäger Batist Geel am Schollberg eine Gemse geschossen hatte, die sich aber gleich wieder erhob und das Weite suchte, verfolgten andere Sarganser Weidmänner im Wartauischen wochenlang vergeblich einen alten Gemsbock, der ihnen aber immer wieder entwischte. Sie alle waren tatsächlich der festen Überzeugung, dass sie dabei von einer Hexe ausgetrickst worden waren.

Senti 2001, S. 140.

• Zwei Rinder in einer Kette

Der Jäger Leart ging einmal am Berggut Rüti am Walserberg vorbei und hörte aus dem Stall ein Lärmen und Spektakeln, als ob jemand am Abbrechen wäre. Er öffnet das Oberlid der Stalltür und sieht, dass der Xander zwei Rinder in einer Kette hat, so dass beide zu ersticken drohen. Furchtbar strengt sich der Xander an, um die Kette zu lösen, allein, es will ihm einfach nicht gelingen. Der Leart tritt in den Stall, nimmt eine *Furgge* (Mistgabel) und droht, das eine Rind damit zu stechen. Sofort ist die Kette gelöst. Der Xander *schnuu^{n}fat und anggat* ob der Anstrengung, setzt sich schwer atmend auf die Krippenlade und meint dankbar: «Da bist du für einmal zur rechten Zeit gekommen, sonst hätte es wieder Fleisch gegeben, wie vor einem Jahr; da hat sich auch ein Rind auf die gleiche Weise erwürgt.»

«Jaa», meint der Leart, «das sind Hexen, die nicht nur die Tiere, sondern auch die Leute dermassen plagen. Wenn deine Rinder wieder einmal in gleicher Weise in der Kette liegen und daran reissen sollten, musst und kannst du dich dagegen wehren: Nimm eine Furgge und drohe, sie dem linken Rind zwischen die Rippen zu stecken. Das hilft gar oft, so wie heute auch. Sollte das jedoch nichts nützen, dann nimmst du dein Messer und schneidest der linken Kuh ein Ohr ab. Das hilft *uf gälta* und ganz bestimmt. Am andern Tag kannst du nachschauen, wer an Ohrenschmerzen leidet und den dick eingebundenen Kopf von einem Haus zum andern trägt. Das ist dann die linke Kuh gewesen …»

Gabathuler 1938, S. 201ff.

• Die Hexe am Fenster

Ein junger Mann erzählte, dass er durchaus nicht abergläubisch sei, aber doch einst in später Nacht etwas gesehen habe, das ihm sonderbar vorgekommen sei: Vor einem Bauernhaus sei nämlich eine verhexte Katze auf der Fensterbank gesessen und hätte mit dem Schwanz die Fenster der Reihe nach geputzt. Der junge Mann wird wohl von Furcht befangen gewesen sein, sonst hätte er wahrscheinlich eine wirkliche Katze gesehen, die einen Eingang ins Haus suchte.

Kuoni 1903, S. 71.

• Nicht mehr ums Lachen

Eines Abends brachte der Pejadim-Joas die Nachricht, dass man andern-tags eine Hexe vor das Blutgericht nach Chur bringen werde. Natürlich wollten seine beiden missratenen Buben dabei sein, denn so etwas sehe man schliesslich nicht alle Tage. «So geht halt», sagte die Mutter, «aber führt euch bitte so auf, wie es Brauch und Sitte ist, denn ich möchte mich nicht wieder schämen müssen!»

Bei der Mühle in Obertrübbach warteten sie. Da hatte es ein Gevölk, als wäre Jahrmarkt, denn alles wollte die Hexe sehen und schwatzte, plauderte und johlte. Auch der Müller mit seinen zwei kleinen Kindern wartete. Jetzt sagte einer der Hans-Joas Buben zum Müller: «Ihr könntet eigentlich der Hexe ein Rätsel aufgeben, dann würde man sehen, ob sie wirklich eine Hexe ist: Wenn sie das Weib dann vorbeiführen, versteckt ihr euere beiden Kinder unter einer Mehlstande und heisst sie quieken und quietschen. Dann fragt ihr die Hexe, was unter der Stande versteckt sei. Errät sie es, dann ist sie eine wirkliche Hexe; errät sie es aber nicht, dann ist sie keine.»

Alle freuten sich auf den Spass und der Müller stellte sich bereit. Als der Zug mit der Hexe ankam, sagte er zu ihr: «So, jetzt kannst du zeigen, was du kannst: Was habe ich unter dieser Stande versteckt?» «Ho, Ferkel!» entgegnete die Hexe. «Du weisst nichts, und du kannst nichts, ha, haa!» lachte der Müller. «So schaut doch zuerst nach», meinte die Hexe, «dann könnt ihr lachen, wenn es euch noch ums Lachen ist!» Der Müller erschrak und kehrte die Mehlstande um: Zwei schneeweisse Ferkel schossen darunter hervor und jagten – huss-huss – ins nächste Güllenloch!

Gabathuler 1938, S. 69ff.

• Der Hexenprozess der Anna Göldi

Anna Göldi von Sennwald aus der Herrschaft Sax war ein hübsches, gebildetes Mädchen, aber auch buhlerisch und verschlagen. Als sie beim Pfarrer in Sennwald diente, wurde sie schwanger,

Rüti am Walserberg: Zwei Rinder wurden von einer Hexe in eine Kette gezwängt und drohten zu ersticken. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Beim Übergang über den Trüebbach standen einst eine Mühle und eine Säge an der alten Schollbergstrasse zur Hohwand und nach Sargans.
Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

verheimlichte dies aber bis zu ihrer Entbindung und fand darauf in ihrem Bett ein totes Kind. Es wurde vorsätzlicher Mord vermutet und man verklagte sie beim Landvogt. Anna wurde vom Scharfrichter «sanft mit Ruthen gestrichen» und sechs Jahre lang ins Haus ihrer Eltern verbannt. Das Schnurren des Spinnrads und die Vorwürfe ihrer Eltern und Verwandten behagten dem Mädchen aber nicht; es flüchtete sich nach Glarus und fand eine Dienststelle. Hier geriet ein junger Mann in seine Fallstricke. Abermals wurde Anna Göldi schwanger, musste sich nach Strassburg flüchten und kehrte nach der Entbindung nach Glarus zurück. Hier diente sie bei einigen Herrschaften als Magd und kam 1781 endlich ins Haus des Richters Johann Jakob Tschudi. Der war ein verständiger, reicher und geachteter Mann und dessen Frau eine gute Mutter. Das zweitälteste der fünf Kinder war ein neunjähriges, sittsames und lernbegieriges Mädchen.

Im Oktober geriet Anna mit diesem Kind in Streit, weil es ihr die Haube vom Kopf gerissen hatte. Anna wurde von den Eltern des Kindes darob getadelt. Sie fasste darauf den Entschluss, sich zu rächen und erzählte den Vorfall ihrem Freund, dem Schlosser Rudolf Steinmüller, einem 60-jährigen, alten, herrsch- und rachsüchtigen Männchen, das zwar fleissig zur Kirche ging. Man hielt ihn aber allgemein für einen Kenner geheimer Künste. Schon oft hatte er zur Anna gesagt: «Wenn du einen Feind hast, so sage es mir; ich werde dir dann etwas geben, das ihm schaden wird.» Nun bat ihn die erzürnte Anna um seinen Beistand und er versprach, auf den Sonntag etwas zuzubereiten.

Zufälligerweise waren an diesem Sonntag Anna und das Kind allein zu Hause. Steinmüller kam und brachte einen kleinen Lebkuchen, ein Leckerli. Alle drei gingen darauf auf Annas Kammer, wo das Kind das Leckerli essen und dabei versprechen musste, niemandem von diesem Vorfall etwas zu sagen. Anna fragte, was mit dem Kind nun geschehe, worauf Steinmüller erwiderte, es werde Stecknadeln und anderes erbrechen müssen.

Anna legte nun, damit man das, was komme, nur einem Zufall zuschreibe, Stecknadeln in die Speisen des Kindes. Dieses fand die Nadeln, und man empfahl der Magd, vorsichtiger zu sein. Am andern Tag fand das Kind abermals eine Stecknadel in seinem Näpfchen, worauf Anna hart getadelt wurde. Als das Kind dann zum dritten Mal eine Nadel in der Speise fand, erhielt Anna ihren Lohn und wurde fortgejagt.

Sie beklagte sich darauf beim Landammann und bei Richter Tschudi. Beide filzten sie aus und mahnten sie, das Land zu verlassen. Sie bekannte nun, dass sie die Nadeln in die Speisen getan habe, blieb noch einige Tage bei Steinmüller, übergab ihm 16 neue Louis d'or zur Verwahrung und reiste dann zu ihren Verwandten nach Werdenberg.

Das Kind aber wurde bald kränklich und mürrisch; ein heftiger Husten und Zuckungen stellten sich ein. Es bekam grosse Schmerzen und gab gleich drei Stecknadeln und anderes von sich. Die Zuschauer staunten, und der Vorfall bildete gleich das Tagesgespräch. Beinahe täglich erbrach nun das Kind unter grossen Schmerzen und Geschrei Stecknadeln, Nägel, Häftchen, Eisendraht, Blut und Schleim. Der eine Fuss und der Hals wurden steif, dass man die Kranke 16 Wochen lang von einem Ort zum andern tragen musste. Nachts konnte das Mädchen zwar schlafen, nur fuhr es dann und wann plötzlich empor und rief mit schmerzlich klagender Stimme: «Anna, du armes Luder, warum musst du mich so entsetzlich plagen; hast du gar ein Erbarmen mit mir armem Kind?»

Viele Freunde, Verwandte und Neugierige kamen ins Haus, verwunderten sich ob dem sonderbaren Schauspiel und hielten es für das Werk teuflischer Zauberei. Die tüchtigsten Ärzte im Land teilten diese Ansicht. Den Eltern gab man vor, nur die Verderberin selbst könne dem Kind helfen. Richter Tschudi meldete sich bei der Obrigkeit, die aber nicht gern anbiss. Der besorgte Vater aber erzwang sich ihren Beistand und gegen 50 Männer unterstützten ihn. Es wurde nun beschlossen, durch ausgesandte Leute Anna Göldi, diesen bösen Menschen, zu suchen. Steinmüller übergab die 16 Louis d'or dem Werdenberger Boten. Durch diese Torheit erfuhr man Annas Aufenthalt. Annas Freunde aber warnten die Unglückliche früh genug, und die Aufregung wuchs, denn es waren bereits 800 Gulden in dieser Sache geopfert worden.

Nun wurde ein unparteiisches Gericht eingesetzt, das man freilich ausserhalb von Glarus nur den «Bauren-Rath» nannte, und auf Annas Kopf 100 Kronentaler ausgeschrieben. In den Zeitungen liess man diese Belohnung bekannt machen.

Anna war in dieser Zeit bei einem Wirt in «Tägerschen» (Degersheim) im Toggenburg als Magd eingestellt. Dort bat sie den Schulmeister des Ortes, er möchte ihr einen Brief schreiben. So erfuhr dieser ihren Namen. Er ging nach Glarus, verriet die arme Anna und erhielt das Blutgeld. Man lobte hier vordergründig diese Tat, verachtete aber im Stillen den Verräter.

Im Verhör verlangte man von Anna, nur noch zu erfahren, wie sie dem Kind diese Sachen beigebracht habe. Tschudi, vom Aberglauben an Zauberei eingenommen, berief indessen den berüchtigten Tierarzt Irminger von Pfaffenhausen. Dieser gab vor, das verzauberte Leckerli habe den Samen zu diesen Dingen enthalten, und im Magen des Kindes seien sie dann ausgebrütet worden. Tschudi glaubte dem Betrüger. Dieser räucherte das Krankenzimmer aus, gab Brechmittel, Zugpflaster und anderes und sagte endlich, wenn seine Kunst nichts helfe, so könne nur noch Anna Göldi helfen, worauf er gut bezahlt den Heimweg antrat.

Im weiteren Verhör gestand Anna, ein von Steinmüller erhaltenes Leckerli dem Kind gegeben und Stecknadeln in die Speisen gesteckt zu haben. Steinmüllers Bemerkung habe sie zu dieser Tat veranlasst; die Bestandteile des Lebkuchens aber kenne nur Steinmüller. Mehr konnte sie auch an der Folter nicht sagen. Steinmüller wurde eingezogen und bekannte, Anna das Leckerli gegeben zu haben, gestand aber weiter nichts ein. In der Nacht vor dem peinlichen Verhör erhängte er sich.

Dadurch war die Aufklärung des Geheimnisses unmöglich gemacht. Überzeugt, dass Anna das Kind verzaubert habe, glaubte man auch, dass nur sie es wieder zu heilen vermöge und forderte sie dazu auf. Sie versprach, das Möglichste zu tun, worauf sie mehrmals zum Kind geführt wurde. Vater und Kind baten sie flehentlich, den Schaden wieder gut zu machen. Anna jammerte, weinte und betete; sie betastete, rieb und drückte den steifen Fuss. Dreimal geschah das ohne Erfolg. Nun bedrohte sie der Landweibel hart. Sie machte den vierten Versuch, rieb, streckte und drückte wiederum den steifen Fuss, in dem man nun ein Krachen vernahm. Jetzt konnte das Kind plötzlich wieder gut gehen, und nach dem Gebrauch eines Abführmittels war es wieder ganz gesund. Staunen, Schrecken, Furcht vor Teufelsmacht und -einfluss ergriffen nun Volk und Richter.

Mit einer Mehrheit von nur zwei Stimmen wurde Anna Göldi im Juni 1782 zum Tod durch das Schwert verurteilt. Sie zeigte sich reuevoll, erkannte ihre Todesstrafe für gerecht, bezeugte aber bis zum Ende, dass sie nicht die Absicht gehabt habe, das Kind zu töten und dass sie auch mit dem Teufel nichts zu schaffen gehabt habe. Anna Göldi starb mit Ergebung und hatte durch ihr Benehmen doch noch das Mitleid des Volkes erregt.

Senn 1862, S. 255ff.

Sennwald in der Herrschaft Sax-Forstegg, von wo die letzte in Europa hingerichtete «Hexe», Anna Göldi, herstammte. Foto Hans Jakob Reich, Salez

• Die Tobelhocker

Während und vor allem nach den Schrecknissen des Dreissigjährigen Krieges fanden in den benachbarten Herrschaften Schellenberg und Vaduz viele Hexenprozesse statt. Unschuldige Menschen wurden von Angebern verleumdet, der Hexerei und Zauberei verdächtigt, dann im Gerichtsverfahren zum Tod verurteilt und verbrannt. Das Volk hat später die Angeber und Verleumder verfemt und eine eigene Justiz gegen diese «Brenner» geübt: Als «Tobelhocker» sind sie bis in alle Ewigkeit in die Wildnis des schauerlichen Lawenatobels verbannt. Da sitzen sie, wie der Volksmund zu berichten weiss, stumm und starr an steinernen Tischen, denn ihr Herz war auch hart wie Stein und unerbittlich. Ihr Lügenmaul ist immerdar geschlossen, und sie haben von allen Widerwärtigkeiten genug, nur kein Brot. Nur einmal im Jahr haben die Tobelhocker Feiertag, in der Walpurgisnacht, wo sie sich wüst aufführen unten im Tobel. Von der Alphütte in der Lawena kann man in stürmischen Nächten aus dem Tobel herauf ein wundersames, klagendes Geigenspiel vernehmen, das ebenfalls den Tobelhockern zugeschrieben wird, die auf diesen Instrumenten ihrem Leid Ausdruck geben können.

Die anrüchige Bezeichnung «Tobelhocker» wurde tragischerweise auch auf die Nachkommen übertragen, und

Im Schmalzboda, mit Ausblick durch das grausige Lawenatobel gegen den Seveler Berg: Hier spuken die Verleumder der Liechtensteiner Hexen.
Foto Hans Jakob Reich, Salez

der Fluch soll sie über neun Generationen belastet haben. Auch in Wartau war dieser Begriff, womit man verfemte, ausgestossene und unwillkommene Menschen bezeichnete, in weiten Kreisen geläufig.

Kuratli 1950, S. 147 und S. 419, Anm. 241; Kuratli 1958, S. 149, Anm. 85; Seger 1980, S. 40ff.

• Das Türggawiibli

Zu jener Zeit, als Bescheidenheit noch eine Zier und hartes Tagwerk eine Ehre waren, lebte ein altes Fraueli in Sennwald. Es erstaunt nicht, dass die Alte mit den Jahren immer gebeugter ging und sich in Anwesenheit von Mitmenschen sehr wortkarg gab. Obwohl das in einem winzigen Heim hausende Mütterchen keinem etwas zuleide tat, war es doch vielen Mitmenschen etwas unheimlich; die wachen, dunklen Augen und die flinken, dürren Hände liessen auf ein gar bewegtes Leben schliessen. Im Übrigen trug der bodenlange, dunkle Rock, der beinahe einer Verkleidung glich, nicht gerade zu einer Erscheinung bei, die Vertrauen erweckte. Wer auch immer der Gestalt den Weg kreuzte, bekam auf den entbotenen Gruss einen beredten, schwer zu deutenden Blick erwidert.

Die Tage gingen dahin; man sah die Alte im Schlosswald Holz und Laub zusammentragen, man sah sie gleich wieder beim Werken rund um ihr winziges Häuschen, wobei meistens der einzige Kamerad ein Tigerkater war, der um sie herumstrich und von dem man unwillkürlich annahm, er stehe ebenfalls in beachtlichem Alter. Das Fraueli schien daneben eine besondere Vorliebe für die Türggafelder zu haben, vor allem für die hoch gewachsenen Pflanzen mit ihren schweren Kolben. Mit scharfem Blick, dem nichts entging, überprüfte sie deren Wachstum und die Fortschritte der Natur.

Da zum spärlichen Besitz der Frau selbst kein Mais gehörte, war für sie die Zeit erst nach der Ernte gekommen: Mit beispielhafter Genauigkeit suchte dann die gebückte Gestalt Acker um Acker ab und füllte den kärglichen Ertrag an liegen gebliebenen Türggakolben in ihre Schürze. «Ein verrücktes Weib, das so stolz ist, einen so gutmütigen Bauern wie mich nicht um ein paar Maiskolben zu bitten», meinte der behäbige Nachbar kopfschüttelnd. Er aber war in Wirklichkeit alles andere als gutmütig, denn nur zu oft schon hatte das Weiblein zu spüren bekommen, dass es der Bauer mit dem Teufel im Bund wähnte und es beim Durchstreifen der Wälder und Felder manchmal sogar mit einem «So, geht's wieder auf die Hexenjagd?» begrüsst hatte. Die Kinder hatten striktes Verbot, sich der Wohnstätte der Alten zu nähern, murmelten aber dennoch beim Vorbeischlendern – wohl kaum ihres Tuns bewusst – und zum Leidwesen der Alten: «Morgen früh um sechs, kommt die alte Hex'.»

Und wieder war ein Herbst mit reicher Ernte ins Land gezogen. Auf den Dachböden der Wohnhäuser hingen an Latten und Drähten unter dem Dach goldgelb die gereiften Maiskolben bündelweise in Reih und Glied. Nie aber hätte der Bauer gedacht, wie rasch sich das Schicksal wenden kann: Ein mächtiges Feuer zerstörte über Nacht einen Grossteil seiner Habe! Mochte er auch jammern, sein Hof blieb ein trauriges und trostloses Bild. Gesenkten Hauptes sass die Familie in der schwarzen Küche, als das Fraueli eintrat, drei Maiskörnchen auf den Tisch legte und sprach: «Nimm diese drei kleinen Körnchen Wahrheit: Sieh zum Ersten das Gute, höre zweitens nicht auf das Böse und urteile – drittens – erst dann.» Schon war der Bauer nahe daran, sein «Hol-dich-doch-der-Teufel!» auszurufen, besann sich aber doch eines Besseren, während der ungebetene Besuch das Haus fluchtartig verliess.

Gedankenversunken vor sich hinstarrend und die drei Maiskörner in der Hand wiegend sah der Mann das Bild des schüchternen Keimens des Türggens, der sich zum unaufhaltsamen Wachsen entwickelte. Bald schon war der grosse Küchentisch über und über mit goldgelbem Mais bedeckt, ohne dass es aufhören wollte. Erst als die russige Küche einer übervollen Schatzkammer glich, hörte der Zauber endlich zu wirken auf.

Wenn auch keiner es aussprach, so war sich die Familie dennoch einig, dass sich nach dem bösen Unglück mit den drei kleinen Körnchen Wahrheit ein neues Leben beginnen lasse. Das Türggafraueli aber – sie mochten es noch so suchen – blieb verschwunden. Allein der alte Tigerkater räkelte sich an der Sonne vor dem leer stehenden Haus.

Forster-Trümpi 1978, S. 35ff.